

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 10. — Sonntag, den 8. März 1931.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Die alte Hermannsdorfer Kirche.

Die Kirche zu Hermannsdorf mit ihrem schlichten, aber ganz dem Dorfbild angepaßten Äußeren und ihrem geräumigen Inneren geht in ihrer gegenwärtigen Gestalt auf das Jahr 1842 zurück. Damals erfolgte der letzte größere Umbau. Durch den Umbau im Jahre 1842 kam der Treppenhausanbau an der Südseite hinzu. Vordem wies die Kirche verschiedene kleinere Anbauten auf; so nach der Dorfstraße zu einen kleinen hölzernen Anbau; der eine Vorhalle und eine Treppe außen an der Kirchenwand zur Orgelempore einschloß. Ein weiterer hölzerner Anbau war an der Altarseite angebracht, in dem eine Treppe nach der Männerempore führte. An die Nordseite schloß sich ein steinerner Anbau an, die Sakristei. Die Bänke im Kirchenschiff waren durch Gänge in drei Abteilungen geteilt. Rechts vom Altar, an der Südwand, befand sich die Kanzel. Hinter dem Altar führte eine Treppe auf die Emporen. Diese liefen längs der Ostwand hinter dem Altar und längs der Nordwand, während die Südwand ohne Emporen war. So sah das Innere wesentlich anders aus als heute. Im Jahre 1659 wurde in der alten Kirche unter dem Pfarrer Christian Wolff eine neue Decke fertiggestellt. — 1841 wurde beschlossen, die bisherigen Vorbauten abzubauen, und die Kanzel über dem Altar anzu-



bringen. Der Orgelbauer Poller in Schönheide wurde mit dem Einbau einer neuen Orgel beauftragt. Während des Umbaus wurde der Gottesdienst im Pfarrhause abgehalten. Der Bau ging flott vonstatten, und bereits im Advent des Jahres 1842 konnte die Einweihung angefeiert werden. Das Innere der Kirche wurde aber erst im Laufe des Jahres 1843 fertiggestellt. In demselben Jahre wurde auch der Kirchturmkopf abgenommen und vergolde, sowie ein Blitzableiter angebracht. Auch eine neue Turmuhr wurde für 100 Taler beschafft. Aber ehe man mit all diesen Arbeiten fertig war, wurde Hermannsdorf von einem Hagelwetter heimgesucht, welches in der Kirche 216 Fensterscheiben zertrümmerte. Die Gesamtkosten für sämtliche Erneuerungsarbeiten betrugen über 5000 Taler. Beide Orte, Hermannsdorf und Dörfel, erklärten sich nach Aufstellung des Tilgungsplanes bereit, diese Bauschuld innerhalb 20 Jahren zu tilgen. Aber schon nach der Fertigstellung der Kirche machte sich eine Reparatur nötig. Der Fußboden und ein Teil der Bänke waren durch den Schwamm angegriffen. Infolgedessen wurde der Fußboden mit Steinplatten belegt. 1852 wurden die Treppen zur Empore, sowie der Pfarrerrand erneuert.

Das alte Hammerwerk bei Schmalzgrube.

Eine knappe Viertelstunde oberhalb des Dörfchens Schmalzgrube liegt zwischen Wasser und Wald das ehemalige Hammerwerk Schmalzgrube, das wir unseren Lesern heute im Bild vorführen. Längst ist das schwere Dröhnen der Hämmer, das lärmende Treiben der ruhigen Knechte verstummt, die einstmals vor der Glut der Schmiedeseuer die Zaine reckten. Noch länger ist es her, daß aus dem zerfallenen Hochofen die Flammengarben aufloderten und rote, flackernde Lichter über Wald und Wasser warfen. Vorbei, wie so manches in unserem Erzgebirge, seit der Bergbau erloschen ist und mit ihm auch so mancher Erwerbszweig verschwand, der in früheren Zeiten in den abgelegenen Tälern unserer Heimat blühte. Doch noch immer rauscht das braune Wasser der Preßnitz im blockigen Bett, rauscht wie vor Jahrzehnten und Jahrhunderten und erzählt dem besinnlichen Wanderer das und jenes aus der Vergangenheit dieses stillen Winkels.



Der Schmalzgruber Hammer verdankt seine Entstehung dem Eisenbergbau in der Gegend von Weipert und Preßnitz, der namentlich an den Höhenzügen des Kreuzigers (zwischen Weipert und Pleiß-Sorgenthal) und des Breßigers (zwischen dem Pleißer Wasser und der Preßnitz) rege war. Das Eisenerz, das hier in ganz primitiver Weise abgebaut wurde, gelangte in den benachbarten Tälern zur Verarbeitung. Holz lieferten die schier unererschöpflichen Wälder und die erforderliche Kraft, um die schweren Hämmer und ungefügen Blasebälge zu bewegen, die rauschenden Bäche. Ob dieser Bergbau nun wirklich bis ins 10., ja 9. Jahrhundert zurückgeht, wie dies Schmid-Lust in ihrer „Geschichte der Stadt Weipert“ annehmen, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls war er bereits in vorhuffitischer Zeit im Gang. Vom böhmischen Schmiedeberg abwärts reichten sich über Pleiß und Sorgenthal, den Hammer Schlüssel unterhalb Jöh-

stadt längs des Schwarzwassers und im Tale der Preßnitz vom gleichnamigen Städtchen bis nach Ober- und Nieder-
schmiedeberg die einfachen Verhüttungsanlagen, in denen die Eisenerze im Frischfeuer zu Gute gebracht wurden. Allein längs der Preßnitz sollen nach einer Urkunde aus dem Jahre 1583 nicht weniger als 26 Hammerwerke im Gang gewesen sein. Sie alle fielen dem Hussiteneinfall des Jahres 1429 zum Opfer, der in dieser Gegend seine Spuren in Gestalt alter Flurnamen bis auf den heutigen Tag zurückgelassen hat.

In der „Deutschen Kriegschronik“ des Scheibenerger Pfarrers Mag. Chr. Lehmann lesen wir folgendes hierüber: „Am Sackunger Paß, am Pleiß- und Preßnitzer Wasser, liegt der andere Kriegswald, davon mir Christian Mayer, Hammerherr unter Jöstadt also geschrieben: „Mein Hammer und dessen Bergwerk liegt in denkwürdigen Gebürgen. Das eine heißt der Cremsig, auf welchem ich meine besten Zechen habe; es scheint, als wenn Häuser alda gestanden wären; die Münzstadt und Rudera (Ueberreste) davon sind noch zu sehen, darauf die Cremsinger Großen, die einen Löwen mit nackenden Beinen führen, sind geschlagen worden. Das andere ist der Creuziger, darauf vor Alters sollen große Schlachten geschehen seyn, und das rothe Wässerlein, auf der Böhmischen Landstraße fließend, den Namen haben. Die vom Papst gewonnenen Soldaten durch das Creuzpredigen wider die Hussiten hießen die Creuziger. Die Pfeilheide, daran soll die Wahlstatt gewesen seyn, (ist) ein unfreundlicher und unfruchtbarer Boden, darauf kein Baum, Graß noch etwas anders wachsen will, wie das verfluchte Gebürge zu Gilboa (2. Sam. 1, 21), darauf Saul die Schlacht und das Leben verlor. Das dritte ist der Kriegswald, da denn zu sonderlichen Zeiten von mir und andern Personen große aufgeschichtete Haufen Todengebeine als Mauern mit Moos überwachsen gefunden worden. So habe ich auch bei Ausstaubung 2 Stücken Felder sonderliche und sonst nicht bräuchliche mit 4 Ellen lange Hülßen, Hufeisen und Widerhacken und viel Eisen von Pfählpfeilen angetroffen.“ Und dann heißt es an anderer Stelle: „Von der Schmelzgrube an, am Wasser hinauf, bis an die Preßnitz sind an 26 Hammerhütten zu Frischfeuern gestanden, die haben sie (die Hussiten) alle eingebrannt.“

Auch im Dreißigjährigen Krieg ist das einsame Hammerwerk nicht von den Greueln verschont geblieben. Dazu lag es viel zu nahe an dem Preßnitzer Paß, über den seit 1632 die Scharen der Kaiserlichen und Schweden, dazwischen auch sächsische Truppen, hin und herzogen. Einer hauste so schlimm wie der andere, gleichgültig ob Freund oder Feind; am schlimmsten aber die Marodebrüder, verlaufenes Gefindel, das keinem Herrn diene und den Krieg auf eigene Faust führte. Lehmann schildert ein Scharmüßel, das sich im Jahre 1647 zutrug, und dessen Schauplatz Schmalzgrube war, folgendermaßen: „Den 14. Juni blüdete eine (schwedische) Partey Bastelberg (Sebastiansberg) auß auf den gebirg, und weil solche der kaiserlichen Armee halber nicht wieder zuerück kunte, wolte Sie durchs Bogtland gehen und kome denselben tag noch bis in die Schmalzgrube an Preßnitzerbach, logiren sich des Nachts in 2 Mühlen, raums und stallungs wegen, in die Obere die Officirer, in die Untere die reuter. Nach einer Vierteltunden überfiel sie eine kaiserliche Partey von 400 Pferden unter den Obrist Columna (Colonna), daß die in der unttern Mühle nicht kunte zu Pferde kommen, mußten sich meist gefangen geben und 4 tode laßen, Drunder einer starck und rauch an ganzen leib, Doch hatten Sie sich auß den stuben gewehret, den Obrist Columnam durch die brust geschossen und andere darneben gefället, welche die kaiserlichen alle auf den Pferden bis in Bastelberg geführt. In der Ober-Mühle bekamen die Schwedischen lerm, setzten sich uff die Pferde und kamen durch hülfe der nacht und des waldes alle darvon; frühe versamleten sie sich in Jöstadt und gingen nach Leipzig.“

So rauscht die Preßnitz, die über die Blöcke und das alte Mühlrad schäumt, von bösen Tagen, deren Zeuge das alte Hammerwerk gewesen ist, das heute einsam, abseits der großen Straße von vergangenen Zeiten träumt, über dessen Schindeldächer die Sonne huscht mit silbergrauem Schein, um das ernst die Fichten zum blauen Himmel ragen. W. L.

Die Stadt der Sterbenden.

Joachimsthal, Tschechoslowakei, Februar 1931.

Es ist ein ganz reizendes Städtchen, das sich unserem Auge darbietet. Die Häuser im typisch erzgebirgischen Stile. Ganz wie auf der sächsischen Seite des Erzgebirges. Alles freundlich, viele frischgetünchte Häuschen. Und große Liebe zu den Blumen haben die Menschen alle. Kein Fenster, das nicht Blumen schmückten, sei das Haus auch noch so ärmlich, fehlen auch an so manchem Fenster Gardinen und Vorhänge — weil kein Geld dazu da ist. Die Menschen freundlich und höflich. Alle sprechen sie deutsch. Und in diesem traulichen Orte lauert das Unheil, der frühe Tod? Man kann und will es nicht glauben. Und doch wird uns bald Bestätigung. Joachimsthal ist eine Quelle des Goldes für die neuen Machthaber in der Tschechoslowakei. Hier befinden sich nämlich die staatlichen Gruben, in denen die stark radiumhaltige Pechblende gebrochen wird. Was aber Radium für uns alle bedeutet, weiß jeder. Es kommt nur an wenigen Stellen der Erde in solchen Mengen vor, daß eine Ausbeute überhaupt lohnend ist. Ein Gramm ist bereits eine Riesensumme, die schwer aufzutreiben ist. Die Heilwirkungen aber auch der kleinsten Menge schon sind gewaltig. Im Kampfe gegen den furchtbarsten Feind unseres Zeitalters, den Krebs, leistet Radium unschätzbare Dienste. Ueberall steigt die Nachfrage. Naturgemäß steigt auch der Preis. Also eine lohnende Sache für die Republik da drüben.

Aber eine Kehrseite hat die Gewinnung der Pechblende. Sie ist ein Bergmannsschrecken, der noch die schlagenden Wetter an Furchtbarkeit übertrifft. Die Arbeit in diesen Gruben bedeutet ebenso wie diejenige bei der Gewinnung der Pechblende für alle damit beschäftigten Personen bei längerer Dauer den sicheren Tod!

Alle Bergleute der staatlichen Radiumgruben sterben im Alter von 26 bis 40 Jahren! Was nützen ihnen die statistischen Ergebnisse, wonach das Durchschnittsalter des Europäers im ständigen Steigen begriffen ist? Ihr Leben ist vorgeschrieben: Kurze Dauer bei schwerster Arbeit. Freudearm. Jeder Tag nähert ihren Körper dem Friedhofe um ein gutes Stück. Viele, die meisten, haben ja noch einige Monate gute Nahrung und Ruhe im Spital, ehe sie die letzte Fahrt antreten, zu der ihnen niemand „Glückauf!“ zuruft. Aber ihr Zustand ist dann schon so, daß sie die Annehmlichkeiten der letzten Lebenstage nicht mehr wahrnehmen können, nicht zu genießen vermögen. Apathie, völlige Teilnahmslosigkeit hüllt sie ein und macht ihnen das Sterben leichter.

Es ist unmöglich, daß ein Bergmann länger als 10 bis 15 Jahre in diesen Gruben arbeitet. Alle bisher angewandten Schutzmittel und Schutzvorrichtungen haben versagt und werden wahrscheinlich weiter versagen. Der Senator Friedrich hat durch das Parlament die Augen der Welt auf diese furchtbare Tatsache gelenkt. Er regte an, die Regierung möge nach besseren wissenschaftlich erprobten Hilfsmitteln Umschau halten. Weiter sollten seinen Vorschlägen zufolge die Löhne der in der Radiumgewinnung beschäftigten Arbeiter usw. erheblich aufgebessert werden. Schließlich sei es nötig, die jetzt im Dienste stehenden Leute nach 10 bis 15 Jahren mit ausreichender Pension in den Ruhestand zu entlassen. Diese Vorschläge lassen sich hören. Wir fragen einige Bergleute, ob Änderungen seit diesen Anregungen eingetreten seien. Sie schütteln lächelnd den Kopf oder zucken resigniert die Schultern, je nach Temperament. Sie hätten nichts bemerkt. Ja, Kommissionen seien einige Male dagewesen, hätten eine Menge Papier vollgeschrieben und eine noch größere Menge Fragen gestellt. Aber es sei alles noch wie früher. Jede Woche gehen einige ab ins Spital, und einige werden mit bergmännischen Ehren begraben.

Wir fragen: Warum bleibt Ihr bei dieser Arbeit? Diese Frage verstehen sie gar nicht. Der Urgroßvater und der Großvater waren in der Grube, und der Vater starb mit 40 Jah-

ren. Damals hatte man die Arbeit gerade als Junge begonnen. Na, und Arbeitsmöglichkeiten gibts in der Tschechoslowakei auch nicht viel mehr als anderswo. Also bleibt man. Es könnte ja auch sein, daß man Glück hat und länger aushält. Gegen diesen Fatalismus ist wenig zu sagen. Aber umsomehr gegen die Gleichgültigkeit der staatlichen Stellen. Es muß möglich sein, die Leute ausreichend zu bezahlen. Jetzt fehlt ja ihrem kurzen Leben alle Sonne außer der, die kostenlos vom Himmel kommt. Fleischgenuß so gut wie unbekannt. Das Bier ist billig, aber Kraft gibt es auch nicht. Brot und Kartoffeln, viel Mehlsuppen, damit der Magen das Gefühl der Fülle hat. Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Menschen aus dem Werk aussehen wie mit Bleifarbe angestrichen. Es muß weiter möglich sein, einen jährlichen bezahlten Urlaub von einem Vierteljahr zu gewähren. Nach der Meinung von Fachärzten würde dies die Lebensdauer nicht unwesentlich erhöhen. Die Schutzmaßnahmen sind sicher zu verbessern, wenn auch in dieser Hinsicht eine einschneidende Besserung kaum möglich sein wird. Denn — zahlreiche Radiologen, darunter viele Ärzte, die es bestimmt nicht an Vorsicht fehlen lassen, büßen früher oder später Glieder ein und sterben endlich eines elenden Todes. Ein Schutz also, der Fachleuten selbst der eigenen Person gegenüber nicht mit vollkommener Sicherheit möglich ist, wird auch der Arbeiterschaft gegenüber nicht befriedigend durchzuführen sein.

Die Erkrankungen treten in ähnlicher Weise auf wie die Radiumverbrennungen bekannter Forscher. Glieder fallen ab, krebsartige Zellentartungen treten auf, schließlich tritt der Tod durch völlige Entkräftung ein. Oft aber fehlen auch Geschwürbildungen ganz oder fast ganz. Der ganze Körper wird in Mitleidenschaft gezogen. Das Blut wird weißblütig, also eine Art Leukämie tritt ein. Die Bewegungen werden schleppend und langsam. Die Atmung ist kurz und stoßweise. Das Herz macht nicht mehr mit. Müde sind die kranken Menschen alle. Bis sie den letzten Schlaf tun.

So schön die Stadt Joachimsthal ist — was wir erfuhren, hat uns wehmütig gestimmt. Aber der Fremde, der nicht danach fragt, der erfährt nichts vom frühen Bergmannstod.

Nooch'n Feierabend



De Handtasch'.

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

„Gut'n Tag, Bevatt'r Emile, wuhie wellste däh esu ah gepuht giehe?“ freget de Delmühl-Anna ihre Nachbrn.

„Nu, de wäht's doch, daß mr heit unn'r Kaffeekranz'l hoom,“ gob de Melz'r-Emile zr Antwort.

„Nu, do laßt sei aa noch e biss'l wos Gut's an Euern lieb'n Nächst'n; denn dos hoot mr schieh oft ghärt, daß in settn Kaffeekranzle, natirlich aa mit Ausnahme, maning Leit'n 's Fall orndlich gegarbt ward,“ mahnet dodrauf de Anna.

„Harschte, dos gibbt's sei bei uns nett,“ saht do de Emile wied'r; do ließ sich de Borch'rt-Emma esufort schtreing; die wir song, wenn do ans wellt über's ann're nei sei: „'s mög nār jed'r vir sein'r Tir fähr'n, do hoot 'r gerod genunt ze tue. Bei uns gibbt's ganz ann're Gespräch. Dr Borch'rt-Emma ihr Maa is Leit'r dr Rinn'rbewahrschtalt un do is de Emma aa oft dort beschästigt; wänn die von dann Drlabniss'n bei dann Rinn'rn drzehlt, do kännnt mr emohl lach'n un emohl heil'n. Seit warn mr wos ganz Grußartigs ze sahe frieng; de Emma

hoot namlich ze Weihnacht'n vun ihrn Maa e fette teire Handtasch geschenkt kriegt un die well se heit emohl mietbränge. Na, lab nār wuhl, iech muß giehe, finst kumm iech ze schpet.“ —

Wie de Melz'r-Emile in ihrn V'rjammingslokal aakam, war'n schieh alle Kranz'lschwast'rn, auß'r dr Borch'rt-Emma, eigetroff'n un 's wur sich ganz labhaft unn'rhalt'n. De Emile kriegt sehr ball wag, daß sich de ganze Unnr'haltung im de Handtasch drehet. Offn Tiesch schtand e Pappkast'n, dann de Emma mit dr Handtasch hargeschickt hat; sie hat mietjong loss'n, in 20 Minut'n kām se salb'r, se hätt' arsch noch wos fir ihrn Maa ze besorgn.

„Dos muß doch e richtige Raastasch sei, weil dar Karton esu gruß is,“ saht de Scheibn'r-Olga. Un nār wie schwer dar is; war wāh, wos do fir teire Beschleg an dar Tasch dra sei! Dänn wos afachs fast dr Borch'rt nett!

Do lachet de Morgn'r-Ella un saht: „Du mußt nu schieh dei Neugier bezahme, bis de Emma kimm,“ un im salb'n Angblick machet de Emma de Tir auf.

Wie se sich begrißt hatt'n, saht de Emma: „Na, nu weiß iech Euch nār zearscht mei schiene Handtasch weiß'n; do ward Ihr obr schtaune! Wie se de V'rshnierung wag gemacht un ne Deck'l waggetaa hat, loog e Schicht weiß Seid'npapier do, nu schpannet'n all'r Lang offn Karton, wos fir e Kunstwerk zun Birschei kumme wir.“

De Emma dos Seid'npapier wagnamme un e schall'nd's Gelacht'r lusgiehe, war ahns; in dann Karton log — — — e halb'r Butt'rstoll'n!

„Su“, saht de Emma, „dos is mei neie Handtasch!“ E nei's Gelacht'r! Rochert obr ließ'n sich alle dann Weihnachtschtoll'n zun Kaffee gut schmeck'n, dann de Emma zun best'n gahm hat.

Die obr saht noch mit lach'nd'n Gesicht: „Zun nächst'n Kranz'l kriegt Ihr mei schiene Handtasch ganz beschtimmt ze sahe, iech wollt Euch nār noch e biss'l zapp'ln loss'n!“

Brlurn.

Dr Ernst war viereßbizich schi,
als ar sei Hob verlur
un doß, truß alln Lams Mih,
ar noch zenn Battlr wur.

Allaa schtand ar in darer Walt,
un aller Arbit Loh,
sei lezt Pfeng geschportes Bald
fiel ham dr Inflatu.

Ne Greis wulln troong kaum meh de Fiß,
net ärbn kah de Hand.
Dos Armehaus is ne gewiß.
Su hinkt ar mid dorchs Land.

Nooch langr Irrfahrt kimmt ar ah
ins Tol vun Grundbach rei,
ar seht sich off n Uf'r'schta
un schtiert ins Waffr nei.

Heit will sei werklich nimmr giehe
de Wandring uhne Ziel.
Kennt ar sich bluß noch schleppn hi
dos Schtick zr Schneidemihl. — — —

Dr Bargwind braust un faust in Wald
gennt sich net Rast noch Ruh,
schtrabt wehr uhne Aufnhalt
nr framdn Hamit zu.

De Nacht jacht kimmt un wiedr flieht.
De Sunn guckt ibrn Barg. —
Ze Mittooch noch dos Miltrod schtieht. —
Dr Ernst hing tud in Wark.

Paul Simon.

Wintersport an der Grenze.

Die Herrschaft des Königs Winter währt diesmal zur Freude aller Sportler besonders lang. Seit Monaten weicht der Winterzauber nicht von Bergen und Tälern und die Wintersportorte des Erzgebirges weisen eine Hochfrequenz auf, wie seit Jahren nicht. Unter ihnen hat Bärenstein sich von Jahr zu Jahr steigend die Sympathie weitester sporttreibender Kreise erobert u. weithin künden Tagespresse und Sportzeitschriften vom idealen Wintersportgelände, das rings um den Bärenstein sich ausbreitet. Hierzu kommen die anerkannt guten Unterkunfts- und Verpflegungsverhältnisse des Ortes und der starke Anreiz seiner herrlichen Gebirgslandschaft, die sich ringum dehnt und die Blicke weit hinein ins Böhmerland schweifen läßt. Zahlreich reiheten sich im Laufe der Jahre die wintersportlichen Veranstaltungen aneinander, die in Bärenstein bei glänzendem Verlauf zur Abhaltung kamen. Besonders zeigten die Pokalspringen auf der Willy-Schanze des Bärensteins

stets eine starke Anziehungskraft. Bei ihnen waren viele Springer aller Klassen, darunter Träger berühmter sportlicher Namen ständig vertreten. Um den großen silbernen Pokal wurde dort auch in diesem Jahr heiß gerungen. Tausende von Zuschauern säumten jedesmal das Gelände an der bekannten Schanze, auf der auch ein Walter Gläß, ein Willi Dick, dann der Oberwiesenthaler Häckel u. a. um die Palme des Sieges rangen. Glänzende Sprünge wurden geleistet u. erfreulicherweise zeigten sich auch die Jungmannschaften immer reger beim Sportbetrieb. Darum auf nach Bärenstein zum Wintersport. Auskünfte gibt gern der Skiverein „Christiania“ und der Erzgebirgssportverein. Beide haben sich um die Hebung des Wintersportes in Bärenstein sehr verdient gemacht, letzterer auf Verkehrsgebieten, erster sportlich. Er war es, der ja immer die großen Sportveranstaltungen am Berge durchführte, geleitet von sportbegeisterten Führern.



Martin Porst Bärenstein Bez. Chtz.

empfehl

sein reichhaltig sortiertes Lager in nur modernen Kleider- und Mantelsollen, fertigen Kleidern und Mänteln, Tisch-, Leib- und Bettwäsche, Gardinen, Herren-Artikeln, Kurzwaren u. v. a. zu billigsten Preisen!

RADIO

Spezialhaus für Einrichtung moderner Rundfunkempfänger, Verstärker- u. Übertragungsanlagen. Fachmann Reparaturen und Montagen überallhin.

Gutsortiertes Lager in Apparaten, Lautsprechern u. Zubehör. Bequeme Teilzahlung.

Hans Schubert, Bärenstein Bz. Ch.

Annaberg, Str. 45E, Telefon 117 gegenüber der kath. Kirche.

Radio-Haus

Gasthaus Deutsche Eiche Bärenstein

Beliebtes Vereinslokal

hält sich allen werten Sangesbrüdern und Keglern bestens empfohlen

Zentralheizung

Um gütigen Zuspruch bitten

Martin Schwipper und Frau

Restaurant Alte Turnhalle Bärenstein

Neurenoviert
Neue Bewirtung

Inh. Hermann Beyer

empfehl sich zur regen Einker / Gute bürgerliche Küche
Kleiner Gesellschaftssaal

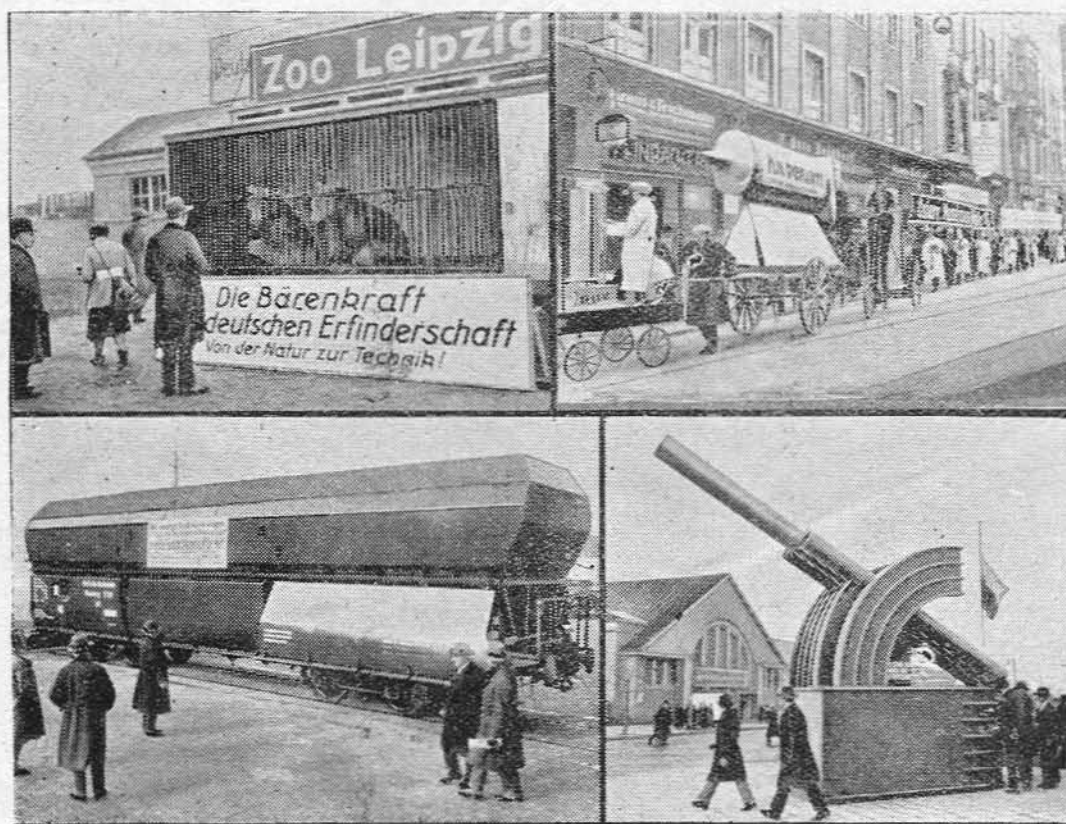
TANZDIELE



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 10. — Sonntag, den 8. März 1931.

Bilder aus aller Welt.

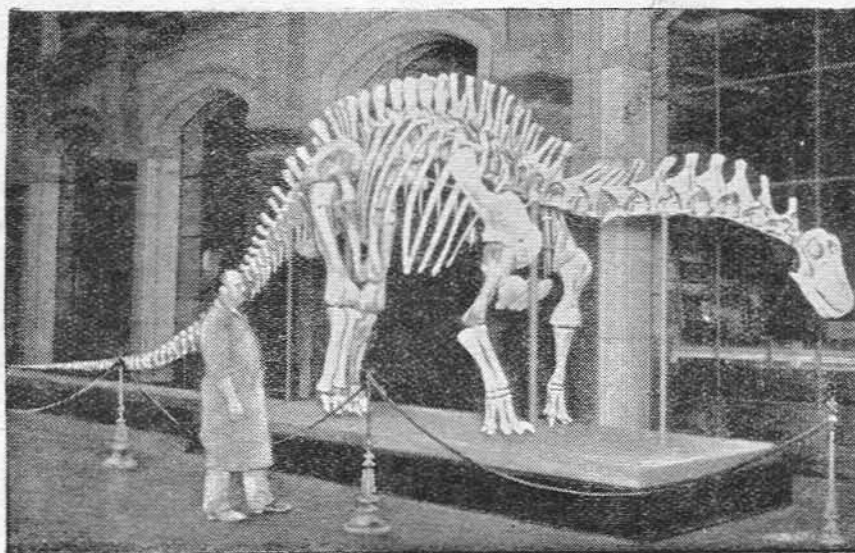


Von der Leipziger Frühjahrsmesse.

Die Leipziger Messe, diese große Frühjahrschau deutschen Industrie- und Gewerbesfleißes, ist im vollen Gange. Unser nebenstehendes Bild zeigt oben links einen originellen Stand des Leipziger Zoos, oben rechts einen der zahlreichen Reklamezüge in den Straßen der Stadt, unten links den neuesten Großgüterwagen der Reichsbahn für Koks-transport, den größten Eisenbahn-selbstentlader der Welt, und unten rechts Schleudergußstücke für Wasserfalkander, Brustwalzen usw., die fast wie ein Geschützrohr aussehen.

Ein Dinosaurier-Skelett.

Im Berliner Naturkunde-Museum wurde dieser Tage das Skelett eines 13 Meter langen und 3,16 Meter hohen Dinosauriers, eines Dicraeosaurus Hansmanni von Tendaguru in Deutsch-Ostafrika, aufgestellt. In jener Gegend Afrikas befindet sich ein förmliches Massengrab von Skeletten der Vorzeitriesen.



Der Rußbuttenmann.

Eine erzgebirgische Dorfgeschichte.

Von August Wildenhahn.

(7. Fortsetzung und Schluß.)

„Wenn ich wollte so recht ausführlich schildern, was mir in den zehn Jahren alles begegnet ist, so würd' ich heut und morgen nicht fertig. Ich werde also nur die Hauptsache erzählen. Als ich von Euch fortging, ging ich gleich nach Dresden. Und mein Sinn stand eigentlich nach Griechenland, und ich wollt' wider die Türken fechten, aber da war jemand, der das durchaus nicht leiden wollte, und weil mir die Person, die das nicht haben wollte, gar so sehr ins Herz 'nein gewachsen war, so tat ich mir Zwang an und ging nicht zu den Türken. Nu war in Dresden ein vornehmer Mann, den hatt' ich früher, als ich mit Rußbutten dort war, kennengelernt, als ich 'n 's Pferd aufhielt, das mit 'n durchgehen wollte, und er mir sagte, ich hätt' 'n 's Leben gerettet und ich sollt' nur zu ihm kommen, wenn er mir aushelfen könnte. Zu dem ging ich also, und da traf sich's gar wunderbar, daß der vornehme Herr gerade einen Burtschen brauchte, der mit ihm nach Amerika gehen wollte. Nu hab' ich immer 's Wasser lieb gehabt, bin ich doch, wie Ihr wißt, am Wasser geboren und erzogen. Ich dacht' nun zwar an die Person, die nicht haben wollte, daß ich zu den Türken ging, daß sie wahrscheinlich auch nicht haben wollte, daß ich tausend Meilen über's Meer gehen sollte; aber ich konnte mir nicht helfen, ich dachte, da ist der liebe Gott doch ganz gewiß im Spiel, und man soll Gott mehr gehorchen, als den Menschen, und kurz und gut, ich ging gleich den zweiten Tag mit nach Hamburg und von da auf's Schiff. Nun wollt' ich zwar noch ein Briefel an Euch schreiben, aber es ging alles so schnell, und ich dachte auch, s' ist am Ende besser, daß Ihr nichts davon wißt, und von Amerika kannst du ja dann zehn Briefe schreiben, — und so kam's, daß ich die alte Welt verließ, und wußte niemand was davon.“

„Unterwegs nun kam ich mit meinem Herrn viel in's Gespräch, und er fragte mich aus, daß ich ihm alles erzählte, was ich nur wußte, und da wurde er immer aufmerksamer und sah mich immer sonderbarer an und wurde manchmal ganz blaß und unruhig, daß ich fast erschrak. Und nun war's auffällig, von der Zeit an tat mein Herr gar nicht mehr, als ob er mein Herr wär; er sah's gar nicht gern, daß ich ihn bediente, und tat so freundlich mit mir und sagte immer: „Wenn Du willst so gut sein, Karl, so mach' mir das und mach' das,“ und ich mußte mit an seinem Tische essen, und wie wir in Amerika waren, ließ er mir schöne Kleider machen, und wir schliefen zusammen in einer Kammer. Und das ging so fort neun Jahre lang; da wurde mein Herr krank, und da er merkte, daß er sterben würde, ließ er mich an sein Bett kommen und, — und —“

Karls Stimme, die immer weicher und unsicherer geworden war, versagte jetzt ganz; es standen ihm die Tränen in den Augen!

Da durchzuckte den alten Vöfler ein Gedanke; er sprang auf, so schnell er nur konnte, eilte in die Kammer, schloß dort eine alte Lade auf, nahm ein kleines Paket, in ein altes Halstuch gewickelt, heraus und reichte es dem Karl mit den Worten hin: „Da hast Du, Karl, ich merk' nu alles, und ich brauch kein Geheimnis mehr vor Dir zu haben, — das war Dein Vater, nicht wahr, Karl?“

„Gottes Rat ist wunderbar!“ antwortete Karl gerührt, indem er die Brieftasche an sich nahm. „Ja, es war mein Vater; er starb in meinen Armen und mit dem Namen meiner armen Mutter auf den Lippen. Und was soll ich Euch nur noch viel erzählen? Mein Vater war ein reicher Mann und hatte sonst niemanden, als mich, und ich habe alles gerbt, was er hatte, nach unserem Gelde fünfzigtausend Taler!“

Hier hielt Karl wieder inne, fast, als wollte er abwarten, was die Eltern und die Hannel dazu sagen würden. Diese aber sahen verwundert auf seinen ruhigen Weinwandfittel, und die

Mutter sagte unter Kopfschütteln: „Die Geschichte muß noch gar nähr'sch aus werden. Wenn man Dich so ansieht, Karl, da wird's e bissel schwer zu denken, daß Du so grausam viel Geld geerbt hätt'st.“

„Ja, wie's so geht!“ antwortete Karl. „Ich wechselte die fünfzigtausend Taler in lauter Goldstücke ein und dachte, die gehören nicht Dir allein, sondern der Hannel und den lieben Eltern, und setzte mich aufs Schiff und fuhr in die alte Welt zurück. Und ich selber bin nu da, aber wie wir bei Schottland an einer Insel vorbeifuhren, tat's auf einmal einen Knacks, als ob ein Haus zusammenstürzte, und nicht lange drauf schwammen wir alle im Wasser und dankten Gott, daß niemand ertrank, außer bis auf's Schiff selber und alles, was noch drauf war, und wenn die Walsche sonst ne Wechselbank anlegen wollten unten auf dem Grund so e zwei-, dreitausend Ellen tief, da brachten sie nur meine Kiste aufzumachen!“

„Also so war's! sagte David Vöfler und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Siehste Karl, wenn's Rußbutten gewesen wären, die hätt'st Du können wieder auffischen, denn die schwimmen; aber der Mammon sinkt unter!“

„Herr mein Gott, das schöne Geld!“ rief dagegen die Mutter aus; tröstete sich aber bald und setzte hinzu: „Besser 's Geld verloren, als die Seele!“

Die Hannel aber, die fast atemlos bisher zugehört, bekam plötzlich neues Leben und einen Mut, den sie noch gar nicht gehabt: sie stand auf, ging auf Karl zu, gab ihm die Hand und sprach: „Karl, ach wie bin ich doch froh, daß Du kein reicher und vornehmer Herr bist! Nunmehr freu' ich mich erst recht, daß Du wieder da bist!“

„Du liebes Herz, Du!“ sagte Karl. „Ich wußt's doch gleich, daß Du so denken wirst, und ich hab' um des Geldes willen auch kein Auge naß gemacht. Und weil wir nun einmal davon reden, liebe, teure Eltern, — ihr wißt's wohl schon lange, daß ich mit der Hannel eins bin, und da ich noch e paar Gulden, die ich in der Tasche bei mir trug, gerettet habe, so sang ich den Rußbuttenhandel im Großen an und kauf' Euch Euer Häusel ab, und Ihr wohnt bei mir und gebt uns Euren Segen! Nicht wahr, Vater, nicht wahr, Mutterle?“

„Böser Bub' Du!“ antwortete die Mutter. „Wert bist se eigentlich nicht; aber was will man denn eigentlich machen!“

„In Gottes Namen!“ setzte der Vater hinzu. „Arm und rechtschaffen ist besser, als reich und schlecht leben. Gott segne Euch, Ihr lieben Kinderle! Und wenn Ihr dem alten David und der alten Mutter Christel wie rechtschaffene Kinder die Augen zudrücken wollt, wird's Euch der liebe Herr im Himmel nicht unvergolten bleiben lassen!“

Und da währenddessen der Kaffee fertig geworden war, wurde die Verlobung dabei gefeiert, und es hat den lieben Leuten der Runkelrübensaft und die schwarzen Brotrinden drin, ohne Zucker und Sahne, besser geschmeckt, als den vornehmen Leckermäulern Austern und indianische Vogelnester!

* * *

Und nun ist noch Weniges zu erzählen, ob's gleich viel ist.

Am Morgen darauf nämlich warteten die beiden Alten und die Hannel schon lange mit dem Kaffee auf Karl; sie wollten ihn nicht stören, weil er doch wohl von der Reise sehr müde sein mußte. Aber da es gar zu lang dauerte, entschloß sich der Vater, ins kleine Dachlammlein hinaufzugehen und den Schläfer zu wecken; er kam aber bald wieder mit allen Zeichen der Bestürzung und sagte: „Das weiß der liebe Gott! Der Karl ist nicht da! Und 's Bett ist ganz kalt, der muß schon lange fort sein. Kinder, ist er denn auch wirklich gestern dagewesen? 's ist doch wohl nur so e Teufels-Blendwerk gewesen!“

Die Mutter und noch mehr die Hannel erschrafen bald des Todes über diese Nachricht; noch ehe sie aber sich austun konnten, hörten sie ein Geräusch auf der Straße, als käme ein Wagen sehr schnell des Weges daher. Der Lärm kam immer näher, und als sie ans Fenster traten, um die ungewöhnliche Erscheinung zu sehen, da hielt denn gerade vor Löfflers Häusel ein eleganter Wagen, mit zwei braunen stolzen Pferden bespannt, deren hohe Brust ganz mit schneeweißem Schaum bedeckt war. Und der Kutscher trug goldene Tressen um Hut und Rock, und ein anderer Diener sprang vom hohen Boß herab, schlug den eisernen Wagentritt mit großer Eile und noch größerm Lärm herunter, öffnete die Wagentür und trat nun demütig zur Seite, als ein junger Herr aus dem Wagen stieg; der trug seine, glänzende Kleider und hatte unter der Weste eine breite, goldene Kette vorhängen und sah aus wie ein ganz vornehmer Herr.

„Na, da bin ich nur neugierig, was das noch werden soll!“ sagte Löffler vor sich hin, als er sah, wie der fremde Herr ausstieg und nach der Türe zuschritt.

Die Hannel aber tat einen entsetzlichen Schrei und rief: „Allmächtiger Gott!“ und brach kraftlos zusammen.

Und nun ging die Stubentür auf, und der vornehme Herr trat herein und hatte den Hut im Arm und tat, als machte er Visite beim Könige von Sachsen, und wollte eben seinen Spruch anheben, als er die Hannel in fast ohnmächtiger Stellung und mit totenbleichem Gesicht über den Großvaterstuhl gebeugt sah. Da warf der fremde Herr den seinen Mantel und den glänzenden Hut zur Erde und sprang auf das Mädchen zu und rief: „Hannel, um Gotteswillen, was hast Du denn? Mein teures, liebes Hannel, kennst Du mich denn nicht?“

Und nun richtete er sie auf und drückte sie an seine Brust, als wollte er ihr neues Leben einhauchen. Da ging über die bleichen Wangen wieder ein Schein des Lebens, helle Tränen, wie diamantene Tröpflein, drängten sich in ihre Augen und mit dem Tone und mit der Gebärde einer Bettlerin, welcher ein reicher Herr statt eines Pfennigs einen Taler in die Hand drückt, sprach sie: „Karl, das ist zu viel für mich arme, niedrige Magd!“

„Du reiches, edles Gemüt!“ sagte Karl. „Du weißt nicht, was ich Dir danke; daß ich in vielen bösen Stunden meines Lebens nicht Gottes, meines Heilandes, vergessen habe, das dank ich Dir, Du treues, frommes Herz. Hannel, Du hast mich beten gelehrt und hast die Stütze Deines frommen Glaubens in mein Herz gepflanzt, so tief, daß sie nie wanken konnte; daß ich heute mit Ehren vor Dir und den lieben Eltern stehen kann, das danke ich Dir, Deinem Bilde, dem Bilde eines guten Engels, das mich überall hin begleitete und mir überall zurief: Karl, verleugne Gott, Deinen Heiland, nicht!“

„Und Ihr,“ wandte er sich nun zu den Eltern, — und drückte sie wechselweise an sein Herz: „Was Ihr einst dem geringsten unter den armen Waisentknechten getan habt, das habt Ihr dem Herrn getan, und der Herr lohnt es Euch. Ich hab' Euch gestern belogen, das heißt, meine Erzählung ist völlig wahr, bis auf den Schiffbruch an der schottischen Küste; ich habe mein Geld, das Erbteil von meinem Vater, glücklich mit nach Europa gebracht, ich habe mir ein recht hübsches Landgut gekauft und will nun ein treuer, ehrlicher Landmann sein. Und die Kleider, in welchen ich gestern bei Euch war und um Mitternacht zum zweiten Male wie ein Dieb aus Eurem Hause floh und an zwei Stunden weit einsam wanderte, um wieder zu meinem Wagen zu kommen, diese Kleider sind dieselben, in welchen ich Euch so treulos verlassen habe. Ich habe sie wie ein Heiligtum aufbewahrt, und sie werden bis an meinen Tod mein liebster Schatz bleiben. Und nun macht Anstalt, Ihr müßt noch heute mit mir fort, laßt alles stehn und liegen, wie's ist; Ihr wohnt bei mir, bei uns, bei mir und der Hannel und sollt sehen, wie dankbare Kinder ihre braven Eltern lieben können!“

„Nu, ihr antwortete ja gar nicht!“ fuhr Karl fort, als ein allgemeines Stillschweigen herrschte und der Vater vor Verwunderung nicht zu sich kommen konnte und die Mutter gerade so tat, als träumte sie mit wachenden Augen: „Mutterle,“ sagte Karl, „wollt Ihr denn gar nicht reden?“

Da erwachte sie endlich aus ihrem Traume und sagte schüchtern und verlegen: „Der Herr ist gar so erschrecklich vornehme...“

„Mutterle!“ fiel ihr Karl ins Wort. „Was soll das heißen? Sprecht nur wieder wie gestern Abend zu mir: „Du böje Bub' Du!“ das ist mir ganz recht, und ich verdien's auch nicht besser!“

Da faßte sie sich ein Herz und sagte: „Nu, weil Du's denn so haben willst, so will ich Dir's nur sagen, weil Du unsern braven, rechtschaffnen Weinwandl' so in Ehren hältst, so sollst Du die Hannel kriegen und uns dazu, wenn Du uns haben willst!“

„Christel!“ setzte nun David hinzu. „Du nimmst mir doch immer 's Wort vom Maule weg!“

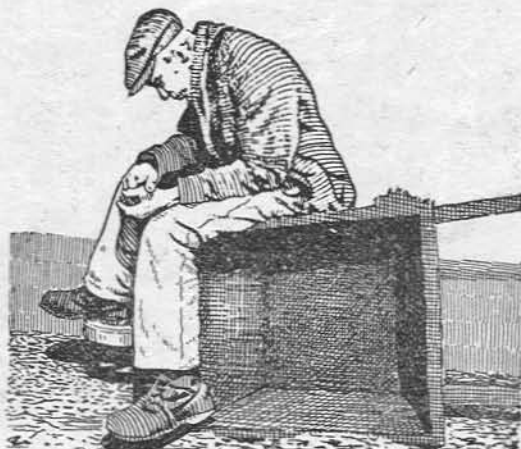
* * *

Und wenn ihr mir auf der Welt zwei Menschen nennen könnt, die eins in dem andern glücklicher wären, als der Karl und die Hannel, so nennt mir sie! Ich glaub' aber, ihr werdet niemanden wissen.

„Bin ich zu Vater Bodelschwingh gegangen...“

Am 6. März 1831 wurde, wie berichtet, der spätere Pfarrer von Bodelschwingh geboren. Ueber seine für die leidende Menschheit so segensreichen Werke ist in der Weltpresse eingehend berichtet worden. Wundervoll hat u. a. seinerzeit der bekannte Hauptschriftleiter des Kladderadatsch Prof. Johannes Trojan einen Bruder Straubinger der Landstraße über Bodelschwingh in Versen sprechen lassen. Wir geben das prächtige Gedicht nachstehend wieder. Es spricht für sich selbst.

Ein Kunde war ich, duft' und fein,
stets ohne Moos und Fleppe.
Ich lehrte in jedem Wirtshaus ein
und stieg jedwede Treppe.
Als mir die Straßen, die ich ging,
zum Hals herausgehangen,
bin ich zum Vater Bodelschwingh
nach Wilhelmsdorf gegangen.
Das war ein Kerl! Wie väterlich
sprach er mir ins Gewissen,
und „Bruder, Bruder“ nannte er mich;
das hat mich fortgerissen.



„Ich bin das Leben auf der Landstraße satt.
Nun gehe ich zu Vater Bodelschwingh.“

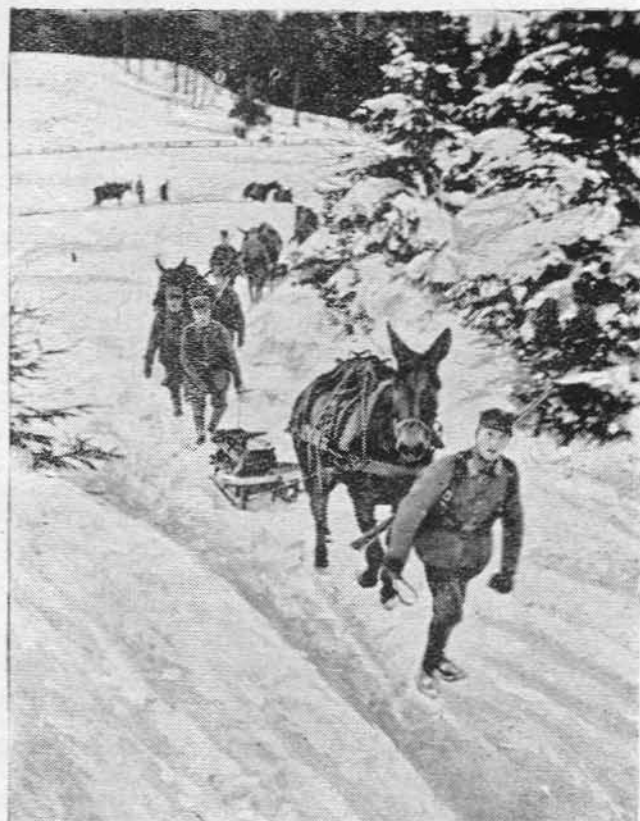
Zum Spaten griff die träge Hand,
die sonst nur Klinken drückte,
und grub und grub im Ackerland,
und die Befehrung glückte.
Nun ist der Patriarch zur Ruh.
Wie einst mit allem Volke
spricht er mit Petrus jetzt per „Du“
auf einer Himmelswolke.
Der revidiert den Ankömmling
gestreng und sagt die Worte:
„Die Fleppe stimmt, Herr Bodelschwingh,
herein zur Herbergspforte!“

Bilder aus aller Welt.



Palermo unter Wasser.

Von der großen Uberschwemmungskatastrophe, die kürzlich Sizilien und Unteritalien heimsuchte, und die große Verheerungen anrichtete, bringen wir nebenstehend noch zwei Bilder. Man sieht oben eine der völlig überschwemmten Straßen, unten den überschwemmten Platz von San Onofrio in Palermo, einer der größten Städte Siziliens mit über 400 000 Einwohnern.



Reichswehr übt in den Bergen.

Oben rechts ein Bild von den diesjährigen bayrischen Gebirgsmanövern.

...

Das Begräbnis in Eschweiler.

Unser nebenstehendes Bild zeigt wie die 32 Todesopfer des letzten großen Grubenunglücks auf der Zeche Eschweiler-Reserve auf dem Friedhof in Eschweiler zur ewigen Ruhe gebettet werden.

...

